

Montag, 3. Mai Das Geheimnis der Mona Lisa

Leonardo da Vinci hat sie gemalt, und heute ist sie in Paris zu bewundern: die berühmte Mona Lisa. Viele Menschen hat sie angezogen: Touristen, Maler, Dichter. Worin liegt das Geheimnis, das die Mona Lisa so anziehend macht?

Francesco del Giocondo gab Leonardo da Vinci den Auftrag, ein Bild von seiner Frau Mona Lisa zu malen. Damit war Giocondo sicher nicht der erste, der einen Maler beauftragte, seine Frau zu portraituren. Sicher kann man darin auch eine versteckte Liebeserklärung sehen. Das erklärt dann auch die Tatsache, dass manche Bilder ihr Original übertreffen. Die Liebe will das so.

Eine interessante Erklärung für das Geheimnis der Mona Lisa fand ich bei Giorgio Vasari. Er erzählt, wie Leonardo die Mona Lisa gemalt hat. Er hatte immer jemanden bestellt, der während des Malens gesungen hat. Oder es waren Narren da, die ihn bei Laune hielten. Musik entspannt und macht fröhlich. Aber wozu der Narr?

Narren hatten an den Königshöfen die Aufgabe, von Zeit zu Zeit dem König einen Spiegel vor Augen zu halten. Damit sollte der König vor Hochmut und Stolz bewahrt werden. Der Narr hat den König wieder auf den Boden zurückgeholt. Die Bibel beschreibt dies mit dem lateinischen Wort: humilitas. Das deutsche Wort Humor leitet sich von diesem Wort ab. Wer Humor hat, nimmt sich nicht so wichtig und kann über sich selbst lachen. Ich würde den Humor beschreiben als ein Versöhnt-sein mit den Menschen, mit sich selbst und mit Gott.

Wenn mir ein Narr einen Spiegel vor Augen hält, würde ich sicher erschrecken. So manche Fehler und Nachlässigkeiten kämen da zum Vorschein, über die ich mich schämen müsste. Doch die Bibel erzählt von einem Gott, der mich annimmt und liebt – vor aller Leistung und trotz aller Schuld. Diese Liebe gibt mir die Kraft zu einem Versöhnsein mit Gott und den Menschen. Der Narr erinnert mich also an einen Gott, der Humor hat mit mir und meinem Leben. Da kann ich nur lächeln – wie die Mona Lisa.

Dienstag, 4. Mai Feuerwehr

Feuerwehrmann, Lokführer oder Pilot ... das waren die Traumberufe, von denen wir als Jungen träumten, wenn wir erst einmal groß sind.

Heute, am 4. Mai, ist der Namenstag des Heiligen Florian. Er ist der Patron der Feuerwehrleute. Warum weiß ich eigentlich nicht. Florian lebte im 4. Jahrhundert und hat sich für verfolgte Christen eingesetzt. Bald wurde er selbst verfolgt und in der Enns, einem Fluß in Österreich, ertränkt. Seitdem gilt er als Schutzpatron bei Hochwasserkatastrophen. Feuerwehrleute sind oft bei Hochwasserkatastrophen im Einsatz. Vielleicht ist deshalb der Heilige Florian ihr Patron.

Die Feuerwehr ist ein Helfer in Notsituationen. Helfer sind gefragte und damit auch beliebte Menschen. Wenn ich in Not geraten bin, freue ich mich, wenn mir jemand zu Hilfe kommt.

Was uns als Kinder immer beeindruckt hat, war die schnelle Erreichbarkeit der Feuerwehr. Am Telefon 112 gewählt, und schon kam die Feuerwehr angebraust. Doch Erreichbarkeit ist nicht nur eine Sache am Telefon. Manche Menschen würden gern mit jemandem über ihre Sorgen oder ihr Leid sprechen. Doch der andere will diese Sorgen gar nicht hören. Das geht mich nichts an, das ist mir egal. Menschen, die auch innerlich erreichbar sind, sind eine Kostbarkeit.

Vor allem braucht der Feuerwehrmann Mut. Wenn er zu einem Einsatz gerufen wird, weiß er vorher nicht, was ihn erwartet. Sein Einsatz ist oft gefährlich, manchmal lebensgefährlich. Das hat auch Jesus erfahren, der seine Liebe zu den Menschen mit dem Leben bezahlen musste.

Von meinen Freunden damals ist keiner zur Feuerwehr gegangen. Aber Helferinnen und Helfer, die wie die Feuerwehr schnell entschlossen und mutig da sind, wo sie gebraucht werden, bin ich schon vielen begegnet.

Ich möchte heute, am Florianstag allen Feuerwehrleuten ein großes Dankeschön sagen – denen, die in Schutzanzügen auf den Feuerwehrautos im Dienst sind, und auch all denen, die unsichtbar im Alltag da sind, wo sie gebraucht werden.

Mittwoch, 5. Mai Was Gott für rein erklärt ...

Wurden Ihnen schon mal gebratene Fledermäuse zum Essen angeboten, oder Insekten ...? Mag sein, dass manche dies als Delikatessen ansehen. Ich glaube, ich würde mich schütteln. Nie würde ich so etwas essen.

So ein Angebot wurde einmal dem Apostel Petrus gemacht. Es war um die Mittagszeit, und er hatte Hunger. Da hat er eine Vision. Ein großes Leinentuch senkt sich von oben herab, in dem sich alle möglichen Kriechtiere und Vögel befinden. Und eine Stimme fordert ihn auf: „Steh auf und iss!“ Petrus muss sich auch geschüttelt haben: „Niemals, Herr! Noch nie habe ich etwas Unreines gegessen.“ Und dann bekommt er eine Antwort, die ich großartig finde: „Was Gott für rein erklärt, nenne du nicht unrein.“

Dieser Satz hat mich lange beschäftigt. Zunächst waren damit natürlich die Tiere gemeint. Lämmer und Kälber z.B. galten als rein, und jeder durfte sie essen. Aber es gab auch Tiere, deren Verzehr einem gläubigen Juden nicht gestattet war.

Doch wer den Text weiterliest, wird sehr schnell merken, dass das Thema sich nicht nur auf Tiere bezieht. Als Petrus nämlich nach Jerusalem kam, wurde ihm vorgeworfen: Du hast das Haus von Ungläubigen betreten und sogar mit ihnen gegessen. Derselbe Vorwurf wurde übrigens auch Jesus gemacht: „Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen.“ Auch die Menschen wurden also in zwei Gruppen geteilt. Da gab es die, die sich an das Gesetz hielten, die Reinen. Doch die anderen sollte man am besten meiden, und nicht selten wurden sie als Sünder bezeichnet.

Was Gott für rein erklärt hat, das nenne du nicht unrein. – Dieser Satz strahlt für mich die enorme Weite und Menschenfreundlichkeit Gottes aus. In der Bibel lesen wir: Gott sah alles, was er gemacht hat, und es war sehr gut. Und weiter: Und Gott segnete die Menschen – alle Menschen, nicht nur die reinen.

Ich habe das Gefühl, als sei das alte Denken von rein und unrein noch in den Köpfen vieler Menschen – in unserer Welt ebenso wie leider auch in unserer Kirche. Wie Petrus würde ich gern von dieser Weite Gottes lernen.

Donnerstag, 6. Mai Die kanaanäische Frau

„Dafür bin ich nicht zuständig...“ wie oft habe ich schon diese Antwort bekommen. Dabei wurde mir in den seltensten Fällen genannt, wer denn dafür zuständig wäre, und an wen ich mich wenden kann.

Man mag verwundert sein, aber eine solche Absage bekommt eine Frau sogar aus dem Munde Jesu. Dabei macht die Frau eigentlich einen ganz sympathischen Eindruck. Sie bittet gar nicht für sich, sondern für ihre kranke Tochter. Das kann ich gut verstehen. Wenn ich ein krankes Kind hätte, würde ich sicher ähnlich besorgt sein wie diese Frau.

Die Situation ist äußerst peinlich, denn die Frau schreit hinter Jesus her. Was sie geschrien hat, erwähnt die Hl. Schrift nicht, ob es Vorwürfe waren oder sogar Schimpfwörter – jedenfalls flehen die Jünger den Herrn an: „Tu doch endlich was, es ist peinlich, wie sie hinter uns her schreit.“

Doch die Antwort Jesu ist eine Absage: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt“, also für dich nicht zuständig. Doch die fremde Frau gibt nicht auf und bittet weiter: „Herr, hilf mir doch!“

Was mir so gut gefällt an dieser Frau, ist zunächst einmal das Beharrungsvermögen, mit dem sie ihrer Bitte Nachdruck verleiht. Ich schätze Menschen, die nicht so schnell aufgeben. Und wenn ich ehrlich bin, habe ich schon so manches Mal einer Bitte nachgegeben, weil sie mir so inständig vorgetragen wurde.

Doch ebenso überzeugend ist auch ihre Pfiffigkeit, mit der sie Jesus kontert. Auf den Hinweis Jesu, dass man das Brot nicht den Hunden, sondern erst den Kindern geben soll, antwortet sie schlagfertig: „Auch die Hunde bekommen von den Brotresten zu essen, die von den Tischen des Herrn herunterfallen.“

Auch Jesus scheint also beeindruckt zu sein von der Schlagfertigkeit dieser Frau, denn er sichert ihr zu: „Geh getrost nach Hause. Was Du willst, soll geschehen.“ Und ihre Tochter wird geheilt.

Freitag, 7, Mai Espresso umsonst

In Neapel gab es einmal eine schöne Gewohnheit. Wenn jemand besonders gut aufgelegt war und in einer Bar einen Espresso trank, zahlte er zwei statt einen. Der zweite Kaffee war für einen Gast reserviert, der nach ihm kommen würde, und der ihn nicht bezahlen konnte. Also eine Geste der Menschlichkeit.

Ich kann mir gut die Überraschung vorstellen, wenn jemand einen Espresso trinken möchte und ihn nicht bezahlen muss. Überraschungen dieser Art verändern das Leben und bringen Licht in den oft trüben Alltag. In der Bibel kann man oft von solchen Überraschungen lesen.

Vor allem aber ist es eine positive Überraschung. Ein Armer erfährt eine gute Tat, die nicht selbstverständlich ist. Dies ist ein Zeichen der Wertschätzung. Wertschätzung geschieht nicht durch große Worte, sondern gerade in den kleinen Gesten der Aufmerksamkeit im Alltag, so wie hier mit einem Espresso, der mir gratis angeboten wird.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass es hier zu keiner direkten Begegnung zwischen dem Spender und dem Empfänger kommt. Der Beschenkte weiß nicht, bei wem er sich bedanken soll. Das erinnert mich an die Vorschriften zur Nächstenliebe im alten Judentum. Da gibt es einen Raum mit zwei Türen. Durch die eine Tür kommen die Geber herein und legen ihre Gaben ab. Nachdem sie weggegangen sind, kommen die Armen durch die andere Tür und empfangen die Gaben. Dadurch entsteht keine Abhängigkeit. Ein Akt der Würde für den Empfänger.

Doch auch der Geber weiß nicht, wer seinen Espresso bekommt. Vielleicht ein freundlicher Mensch, vielleicht aber auch ein ganz unsympathischer Typ. Und trotzdem bekommt er die Zuwendung. Diese Geste atmet für mich eine Weite, die ich großartig finde. Das erlebe ich bei Gott. Er macht seine Zuwendungen nicht abhängig von Sympathie oder Dankbarkeit. Er verschenkt einfach.

Vielleicht bin ich Gott schon mal begegnet – in einer Bar in Neapel, oder anderswo?

Samstag, 8. Mai Zum Muttertag

„Versucht mal, Eure Mutter zu zeichnen!“ - 30 Kinder nahmen ihren Zeichenblock und fingen an, ihre Mütter zu malen. Mütter im Garten oder in der Küche, eine am Auto, eine am Klavier ...

Ein Junge war den Tränen nahe. Er sagte, er käme mit dem Platz nicht aus, und wollte sein Blatt zerreißen. Die Lehrerin tröstete ihn: „Zeig uns doch mal, was Du gemalt hast!“

Auf der Mitte des Blattes war eine große Gestalt gemalt. Sie hatte 6 Arme und Hände, und zwischen den Armen hatte der Junge einen Herd, ein Baby, sich selbst, seinen kleinen Bruder, den Vater, eine Blumenvase und ein Brot mit einem Messer gemalt.

Einige aus der Klasse lachten: „Eine Mutter mit 6 Armen, das geht doch gar nicht.“ Aber die Lehrerin blieb ganz ruhig. „Magst Du uns etwas dazu erzählen?“ Stockend beginnt der Junge, sein Bild zu erklären. „Mit einer Hand setzt sie den Teekessel auf, mit der zweiten hält sie unser Baby. Mir knöpft sie den Mantel zu, für Fritz streicht sie die Butterbrote, und hier umarmt sie Vati. Hier stellt sie einen Blumenstrauß auf den Tisch, und dort... ich weiß nicht mehr«.

Ich war ganz gerührt, als ich diese Geschichte zum ersten Mal gehört habe. Das Bild, das der Junge gemalt hat, ist für mich eine wunderschöne Liebeserklärung an seine Mutter. Was die alles tut; kein Wunder, das der Platz dafür nicht ausreicht.

Aber noch mehr hat mich die Kreativität des Jungen begeistert. Er hat seiner Mutter 6 Arme gemalt. Natürlich sagen alle: das gibt es ja nicht. Das ist doch unmöglich. Aber ist das nicht gerade die Erfahrung, die Menschen in der Liebe machen? Unmögliches wird da auf einmal möglich.

Wenn ich ein Bild von Gott malen sollte – ich würde ihn als Mutter mit 6 Händen malen. Die Idee ist gar nicht so neu. Schon der Prophet Jesaja hat die Liebe Gottes mit der Liebe einer Mutter zu ihrem Kind verglichen. Und die Erfahrung, dass bei Gott unmögliches auf einmal möglich wird, kann man ebenfalls in der Bibel entdecken.